Orplid, mein Land.

von Erika Riedberg.

(13. Fortsetzung.)

Von Harald Ohland sprachen sie, von den Nachrichten, die Malve direkt oder durch Sigrid und die Zeitungen bekam — aber nur scheu und zaghaft streiften sie dies Schmerzliche, das noch keine Berührung vertrug, ohne die Ertragungskraft zu mindern oder völlig einzubüßen.

Einmal in solcher Stunde fragte Adelheid:

„Mit dem Doktor Grabauer, das könntest du wohl nicht?"

Malve sah sie groß an. Kannte die Schwester sie so wenig? Ließ sie sich so sehr durch ihre heitere Ergebung täuschen? Hielt sie sie für so ganz genesen? Hart sagte sie:

„Niemals! Unter keiner Bedingung!"

Adelheid nickte.

„Wir Beeken bringen's nicht fertig ohne Liebe."

„Und dennoch fragst du?" rief Malve.

„Gewissermaßen zur Bestätigung. Denn — Malve, ich glaube nicht, daß Sigrid lange Witwe bleibt. Und dann" —

Sie sahen sich in die Augen. Malve ward langsam totenblaß. — „Und dann?"

Alles um sie her war plötzlich erfüllt von holden, lächelnden Hoffnungsgeistern eine kurze, atemraubende Sekunde lang.

„Laß im Grab, was nicht leben kann, Adelheid!" sagte sie hart.

„Aber dann ginge es doch, Wenn er wiederkommt, kann er Hauptmann sein!"

„Wenn er wiederkommt! — Und war denn die arme Sigrid das einzige Hindernis? Vergißt du das hier?" Sie machte mit der Hand eine umschreibende Bewegung. „Unsere Mutter? Bitte, nie wieder etwas davon! Ich habe meine Ruhe doch vielleicht nötiger, als du glaubst."

Adelheid umfaßte sie. „Wie ich's meinte, weißt du, nicht wahr?" fragte sie weich.

Die beiden schönen blonden Köpfe lehnten sich eine Weile liebevoll aneinander.

„Ja, aber rühre nie wieder daran! Komm, erzähle lieber von dir."

„Gott, Malve, von mir? Da ist eigentlich nichts zu erzählen. Langweilig geht's nicht zu bei uns, im Gegenteil. Und Philister werden wir auch nicht. Der Diether hat eine Leidenschaft im Blut und manchmal einen Leichtsinn! Wenn ich nach einem seiner „Galoppsprünge", so nennt er nämlich seine kleinen Verschwendungsanfälle, wieder zur Besinnung komme, wird mir oft angst und bange."

„Ihr kommt nicht aus?" fragte Malve betroffen.

„O je! Dachtest du das? Längst nicht. Erstens die teure Garnison, dann Mutters Kuren. Wir zahlen ihr hohe Zinsen. Es darf ihr doch nichts abgehen. Jedes Jahr mußte sie längere Zeit ins Bad. Und dann der Schrecken der Familie, der gräßliche Onkel Hartwig, muß sie wieder geschröpft haben. Der reine Vampir ist der Kerl. Aber Mutter will ihn ja nicht fallen lassen. Doch laß nur, Liebste, auch daran wollen wir jetzt nicht rühren. Ich will mich freuen an euch! Und auf Berlin! Ja, auf Berlin! So recht aus Herzensgrund freuen! Etwas angesteckt hat mich der Diether doch mit seiner prachtvoll bequemen Lebensauffassung."

An einem der letzten Abende kamen Grabauer und Hollmann zum Tee.

Paul war extra von Adelheid bestellt. Er vermied sonst ängstlich, mit dem eleganten, etwas sarkastischen Kunstkritiker zusammenzutreffen, obwohl er mit einem Gefühl der Erlösung die Hoffnungslosigkeit von Grabauers Liebe zu Malve eingesehen hatte.

Adelheid verschanzte sich gleich anfangs mit ihm hinter dem Zeichentisch und sprach fast eine Stunde lang auf ihn ein.

Diether, der nie sehen konnte, wenn seine Frau länger mit einem Sterblichen sprach, strich manchmal an ihrer Schanze vorüber, und als er richtig ein paar Brocken der Unterhaltung aufgefangen hatte, sagte er ernsthaft warnend:

„Heide, in was mischst du dich! Männer müssen ihre Schicksale selbst bestimmen."

Worauf ihm Adelheid ebenso ernsthaft erwiderte:

„Lieber Freund, du zeigst wenig psychologische und noch weniger historische Kenntnisse. Geliebtes Dietherlein, es sind seit grauer Vorzeit große Staaten und große Männer durch Frauen regiert — laß auch mich einmal regieren."

Diether antwortete mit Scherzreden — und so „spielten" sie wieder, während es Adelheid mit Hollmanns Geschick bitter ernst nahm.

Das Resultat dieser langen Unterredung war ein langer Brief an den Konsul Thordiksen, denn Sigrid traute sie wegen deren Rücksichtnahme auf Doktor Albin in dieser Sache nicht genügende Energie zu.

Sie schrieb den Brief mitten in der Nacht. Und war sich bewußt, damit mindestens ein Menschenschicksal in andere Bahnen gelenkt zu haben.

„Fürchtest du dich nicht etwas vor der Verantwortung? Schließlich hat er doch hier oder anderswo an den Anstalten eine sichere Stelle. Solche Privatsache ist nie sicheres Brot", meinte Malve.

„Ja, aber hier bei diesem sicheren Brot verhungert der arme Kerl inzwischen. Zum Lehrer und Erzieher des kranken Jungen paßt er prachtvoll. Thordiksens Dank ist ihm gewiß. Vielleicht hilft ihm der später noch auf den Weg zur Musik. Der Konsul ist ein so durch und durch nobler und zuverlässiger Charakter, der läßt keinen fallen, der sich je sein Wohlwollen und seinen Dank verdiente. O nein, um unsern guten, alten Paul bin ich jetzt so ruhig, als hätte ich ihn in Vater Abrahams Schoß gebettet."

Malve schwieg lächelnd. Es war die alte, die wilde, Heide, gegen deren Impulsivität man nicht ankam. — Und vielleicht, ja wahrscheinlich hatte sie das Richtige getroffen.

Von der geheimen Triebfeder, die Adelheids Plan zu so schneller Entscheidung brachte, ahnte sie nichts oder maß einer etwaigen Vermutung wenigstens nicht die große Wichtigkeit bei: Hollmanns Liebe zu der Kindheitsgenossin.

Adelheid schwieg darüber zu ihrem Manne und zu Malve, ließ auch Paul nicht einen Hauch ihres Wissens ahnen, aber sie sah es, er verzehrte sich nicht allein in Entmutigung in seinem Beruf, sondern vielmehr in hoffnungsloser, eifersüchtiger Liebe.

* * *

Vierzehn Tage waren Locknitz' schon in Berlin.

Die alte Frau von Locknitz hatte, just wie in Hannover Adelheids Mutter, in ihrer beschränkten Behausung Platz für sie geschaffen, bis sich eine passende Wohnung gefunden.

Adelheid ging gleich am andern Tag auf die Suche. Aber alles, was ziemlich in der Nähe der alten Frau und nahe dem Mittelpunkte der Stadt frei war, bestand in einigen möblierten Zimmern, die einen Haushalt zu führen kaum erlaubten.

Nach mancherlei Ueberlegen ward beschlossen, eine solche Wohnung erst mal zu nehmen. Der Mutter durften sie nicht länger zur Last fallen, Hotel und Pension waren zu teuer — so sollte denn der Kleine vorläufig bei der Großmama bleiben, und Adelheid wollte, ehe sich Passenderes gefunden, gar keinen regelmäßigen Haushalt anfangen.

Im Grunde hätte man ja nur Dienstbotenärger und Unkosten davon gehabt.

Sie ließen sich aus einem nahen Restaurant das Mittagessen holen, und Frühstück und Abendbrot, sofern sie nicht eingeladen waren, machte Adelheid selbst.

Hans-Gebhard war selig bei der Großmutter und ihrer alten Dienstmagd Mine, die schon seinen Vater auf den Armen getragen hatte.

Hier durfte er seine Bauhölzer und Soldaten, solange er wollte, auf dem Teppich ausbreiten, ohne daß er, wie in Bremen, zur Besuchszeit mitsamt seinem Krimskram wie ein Bündel gepackt und aus dem Salon in das Nebenzimmer transportiert wurde.

Kam hier Besuch, so durfte er erst recht dableiben und wurde gehätschelt und mit Süßigkeiten gefüttert. Und Großmutter und Mine hatten immer Zeit für ihn.

Adelheid kam jeden Morgen und holte ihr Bübchen zum Spaziergang ab.

Später am Tage hatte sie nicht viel Zeit. Locknitz' waren sehr viel aus.

Ihren Hauptkreis bildeten die wie Diether abkommandierten Offiziere, die zum Teil ihre Frauen mitgebracht hatten und nun, meistens aus kleineren Garnisonen kommend, mit Wonne in den Großstadttrubel tauchten.

Daneben hatten sie Verkehr mit dem langjährigen Freundeskreis der alten Frau von Locknitz zu unterhalten.

Diether sagte zwar:

„Weißt du, zu den Exzellenzen mit Tischordnung nach Rangliste hab' ich verdammt wenig Lust."

Er reckte seine schlanke Reitergestalt und sah Adelheid mit seinen schwarzen, leichtsinnigen Funkelaugen an:

„Eigentlich hätte ich Lust, hier in Berlin meinen inwendigen Menschen, weißt du, den verrückten, kleinen Kobold ohne Uniform, mal 'n bißchen loszulassen — mal zu leben — ich hab' da drinnen manchmal so 'n flaues Gefühl. Weiß der Deubel, was das Menschliche betrifft, sind wir die letzten Jahre entschieden unterernährt."

Ihr ward angst. Diether lebte sie im Fieber.

Den „verrückten kleinen Kobold" hatte er wahrhaftig schon genügend losgelassen. Seine Leidenschaft für sie wuchs. Es war wie in der ersten Zeit seines glühenden Werbens. Sie hatte manchmal das Gefühl: „Mit Verführerworten und Blicken will er mich umstricken. Und ich bin doch seine Frau."

„Ja, leben, Heide! Wir wollen einmal leben!"

Er bog ihren Kopf zurück. Tief tauchten seine Blicke in die blaue Glut der ihren.

„Was meinst du, Heide, wilde, wilde Heide — willst du schön sein? So schön, daß alle toll werden? So toll wie ich?"

Er glitt vor ihr nieder, seine Arme schlangen sich um ihren Leib.

„Und wenn dich wer ansieht in all deiner Schönheit, du wilde Heide — dann" —

Er riß sie an sich — ihr Haar löste sich, floß über ihn hin wie ein goldener Strom —

„Mein bist du — nur mein" —

Adelheid durchrann ein Zittern. Widerstandlos sah sie in seine Augen. Und unter diesem heißen Funkeln, diesen Blicken, die sie damals zur Liebe gezwungen, sprang etwas in ihr auf, etwas elementar Mitreißendes — ein wilder Lebenswille, eine dürstende Genußgier.

Die volle Leidenschaft ihrer Natur wallte empor, strömte hin in dem taumelnden Wunsch, das fiebernde Herz, die jagenden Pulse im tosenden Lebensstrom, in Schönheit zu baden. Was angeschmiedet lag, loszuketten zu einem tollen, wirbelnden Freudentanz, Stimmen, die verstummt waren, hinausjubeln zu lassen in den jauchzenden Schrei: „Ich lebe! Ich lebe!"

Und Diether hielt sie in seinen Armen und wußte nicht, daß das wildpochende Blut in ihr nicht die Leidenschaftlichkeit des Weibes war, daß die Künstlerin in ihr wiedererwachte und mit Ungestüm nach Befreiung rang.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin und Haiti.

Anläßlich der jetzigen Revolution auf Haiti sei daran erinnert, daß vor fast hundert Jahren zwischen Berlin und dem Negerstaate künstlerische Beziehungen stattfanden. Damals (1817) „herrschte" auf Haiti ein früherer Sklave, Christoph, der als König den Namen Henri I. angenommen und sich sofort mit einem Schwarm neuernannter Herzöge und Grafen — natürlich ebenfalls lauter Neger — umgeben hatte. Um für sein Volk auch etwas zu tun, beschloß er, ihm ein Gesetzbuch in der Art des Code Napoleon zu geben, und dies Gesetzbuch, das nach ihm natürlich Code Henri genannt wurde, sollte in zweiter Auflage mit sinnbildlichen Zierden in Holzschnitt geschmückt werden. Der Auftrag, dieselben anzufertigen, ward durch Vermittlung des Bremer Konsuls Delius dem Berliner Professor Gulitz erteilt, dem zugleich ein Exemplar des Code Henri und Abdrücke der Staatssiegel von Haiti übermittelt wurden.

Der Code bestand aus sieben Abschnitten und war 25 Bogen stark, eingeleitet wurde er durch eine schwülstige Lobrede auf Seine Majestät Henri I. Der Geheime Rat, welcher ihn verfaßt hatte, bestand u. a. aus Cornille Brelle, einem ehemaligen Kapuziner, der Henri I. am 4. April 1811 zum Könige gesalbt und dafür zum „Duc de l'Anse" erhoben war; ferner war noch ein „Herzog von Marmelade", ein „Duc du Dondon" und ein „Graf von Limonade" genannt. Gulitz unterzog sich der aufgetragenen Arbeit, und dadurch entwickelte sich zwischen ihm und dem Haitischen „Staatskanzler", einem waschechten Schwarzen und früheren Küchensklaven, ein Briefwechsel, der, nebenbei bemerkt, dem Verstande und guten Willen des Kanzlers alle Ehre machte und bis zum Mai 1820 dauerte.

In diesem Jahre brach am 8. Oktober eine Militärrevolte, angezettelt von dem „Herzog von Marmelade", auf Haiti aus, die Henri I. Thron und Leben kostete; er erschoß sich, sein Sohn und Nachfolger ward von den Soldaten ermordet, und der Code Henri hatte aufgehört, zu existieren. Das ihm zugesandte Exemplar davon schenkte Gulitz dem Minister von Kamptz. Ihm gegenüber hat übrigens, wie er mitteilt, das Amt Haiti stets seine Verpflichtungen redlich erfüllt, und es ist nicht unmöglich, daß irgendwo noch ein Exemplar des Gesetzbuchs mit den Gulitzschen Holzschnitten in irgendeiner Bücherei verstaubt.

— Galgenhumor. — „Nun hat Deine Frau sich nach neun Monaten bereits von Dir scheiden lassen . . . ein Jahr wollte sie doch aushalten, wie sie sich geäußert hat."

„„Ja, drei Monate von der Strafe sind mir wegen guter Führung erlassen worden!"

— Nette Aussicht. — Frau: „Herr Doktor, unsere Alice ist schon zwei Jahre alt und spricht noch kein Wort . . . sie wird's doch lernen?"

Arzt: „Ebenso gut wie Sie!"

Ehemann (entsetzt): „Gerechter Himmel!"

Der Stärkere.

Skizze von Leontine von Platen.

Das gewaltige Orgeln des Brunsthirsches hallte durch den purpurn flammenden Hochwald. Wie Fanfarenrufe dröhnte es, die herausforderten auf den Plan, zum Kampf auf Tod und Leben, auf daß das weite Königreich des Landes ringsum nur dem Stärkeren untertan sei.

Auf der Lichtung, wo der Kampf entbrannte, wogten noch die Morgennebel. Rings dampfte das Waldtal im Morgentau.

Im Dämmer der nahen Tannenschonung saß ein junger Mann im Jagdkleid, die Büchse schußbereit. Er hatte sie schon zur Wange gehoben und zielte, daß der Stärkere ihm zur Beute falle. Da knackte es gegenüber, wie wenn einer auf trockene Birkenzweige tritt. Ein Sichern — und die Hirsche wurden flüchtig. Der Morgenwind hatte ihnen Menschengeruch herübergetragen.

Der Jäger stutzte.

Dann murmelte er einen Fluch zwischen den Zähnen.

„Verdammt! Wer wagt es, meine Morgenpirsch zu stören?"

Er blieb noch im Versteck, um in Ruhe zu beobachten, wer der Störenfried sei. Wieder knackte es, und auf die Lichtung in das hohe, taunasse Gras trat ein zweiter Jäger, gleichfalls die Büchse im Arm. Der sah auf den zerstampften Boden und steckte die Nase prüfend in den Wind.

Wütend sprang jetzt der erste aus seinem Versteck.

„Hans was ficht Dich an, mir meinen besten Brunsthirsch zu vertreiben, um dessentwillen ich heute den dritten Morgen vor Tau und Tage aus den Federn kriege?"

Der andere hatte seinen grünen Filzhut abgenommen und fuhr sich über die Stirn.

„Du auch hier, Klaus? Guten Morgen! Ich ahnte ja nicht, daß Du auf denselben fahndetest. Wird 'n schöner Tag heute, was?"

Klaus nahm die Patronen aus seiner Büchse und knirschte mit den Zähnen.

„Red' nicht solch Blech, Hans. Du wußtest, daß der Hirsch mir zukommt. Vater hat ihn mir schon lange versprochen."

„Mir auch", sagte Hans mit Seelenruhe und zündete sich eine Zigarette an.

Klaus konnte sich immer noch nicht beruhigen.

„Und wie Du da ankamst! So wenig weidgerecht wie möglich! Einfach wie ein Anfänger — wie ein ganz dummer Anfänger!"

„Ich möchte Dich doch bitten, Deinen Ausdruck etwas zu mäßigen, lieber Klaus. Wenn Du auch von jeher cholerisch veranlagt warst."

Klaus ballte die Fäuste vor Wut. „Und Du bist von einem Phlegma, daß man wild werden könnte. Jawohl! Das war absolut nicht weidgerecht. Erstens kamst Du viel zu spät, zweitens machtest Du einen Heidenskandal mit den dürren Aesten, und drittens kamst Du mit dem Wind — zu kindisch!"

Der andere verbeugte sich.

„Danke für die Lektion. Bist Du nun fertig?"

Klaus zuckte nur die Achseln und würdigte ihn keines Blickes.

So gingen sie schweigend nebeneinander über den moosigen Waldgrund, während die Sonne sich siegreich durch die Nebelschwaden Bahn brach, und die wilden Tauben in der Ferne ihr zärtliches Morgenlied girrten. Farrenkraut und Vergißmeinnicht reckten sich am Bach. Hans beugte sich behutsam herab und begann von den blauen Blumen zu pflücken.

Klaus riß an seinen Büchsenriemen.

„Was soll der Unsinn? Du bist doch kein Mädchen?"

Der andere antwortete nicht, aber pflückte eifrig weiter.

Das machte Klaus nervös.

„Als ob ich nicht merkte, für wen Du Dich da andauernd bückst. Du willst Dich ja nur wieder bei Agathe einschmeicheln.

„Aber Klaus, die Agathe magst Du doch auch gern? Die hat doch jeder gern."

„Sei still!"

„Aber warum denn? Meinst, ich wär so dumm und hätt' nicht schon lang' gemerkt, wie Du allweil um sie herum bist und rot wirst, wenn sie mit Dir spricht?"

„Sei still! Das ist nicht wahr."

Jetzt lachte Hans auf, laut und herzlich, daß das Echo von den Felsen klang. „Lieber alter Junge, hast Du mich denn für blind gehalten?"

Jetzt blieb der andere stehen, hart vor seinem Genossen, sein Atem flog.

„Hans, Du weißt, daß ich sie liebe und wagst dann noch, ihr Blumen zu pflücken?"

„Aber warum denn nicht, Du Wildling? Ich lieb' sie doch halt auch."

Klaus fuhr sich über die Stirn — zitternd — zornbebend.

„Und das sagst Du so ruhig, als handelte es sich um einen Schluck Bier und nicht um das süßeste Mädel im ganzen Forstrevier?"

Hans trat ein paar Schritte zurück.

„Zu mir schon die Lieb, Bub, und rück' mir nicht zu dicht aufs Fell. Wenn Du's Agathel liebst, warum denn ich nicht auch?"

Klaus rückte und rührte sich nicht. Breitbeinig stand er vor dem andern, seine Augen flammten.

„Weil das ein Unding ist, Hans. Weil nur einer von uns beiden sie freien kann. Einer kann nur Sieger sein, der andere muß weichen."

Hans setzte sich auf einen Baumstumpf und zündete sich eine neue Zigarette an.

„Stimmt, Klaus. Einer muß weichen. Da fragt sich's halt bloß, wer von uns beiden der Stärkere ist. Du oder ich."

Verschmitzt lächelnd sah er zu dem andern auf, blaue Rauchwölkchen paffend. Klaus atmete tief.

„Du hast recht, Hans, wer der Stärkere ist. Du oder ich. Wollen wir drum kämpfen wie die stolzen Hirsche heut' früh im Hochwald."

Hans kniff die Augen zusammen. „Oder knobeln, was?"

Klaus' Augen sprühten heißen Zorn.

„Schäm Dich, Hans, um so Ernstes so albern zu reden. Hat schon einer um ein Mägdlein geknobelt?"

„Reg' Dich nur nicht so auf, Klaus. Das hat ja doch alles keinen Zweck. Weder das Kämpfen noch das Knobeln."

„Wieso?"

„Na, 's kommt doch halt ganz allein darauf an, was die Agathe dazu sagt."

„Warum?"

„Kindskopf! Na, wen sie mag, den wird sie doch nehmen. Ist das nicht klar?"

Klaus schob den Filzhut beiseite und kraute sich den blonden Kopf.

„Also Du meinst, wir sollen nicht kämpfen zusammen, sondern sie einfach fragen?"

Der andere nickte.

„Natürlich! Einfach fragen. Das ist das Gescheiteste. Dann wissen wir gleich, woran wir sind."

Klaus strich gedankenvoll über das keimende Bärtchen.

„Dann frag' Du zuerst, Hans."

„Ach nein, Du. Ich bin manchmal so unbeholfen."

Klaus hatte eine Idee.

„Weißt Du, Bub, wir fragen sie beide zu gleicher Zeit. Ich meine, einer fragt in des andern Gegenwart: Agathli, schau, wen magst lieber: den Hans oder den Klaus?"

„Dann wissen wir's beide zu gleicher Zeit, das ist schlau", nickte Hans und erhob sich von seinem Baumstamm.

Dann streckte er plötzlich seinem Genossen treuherzig die Hand hin.

„Und gelt, Klaus, keiner darf dann dem andern bös sein oder ihm was nachtragen deswegen, wenn das Mädel nicht ihn liebt."

Klaus biß die Zähne zusammen und nahm zögernd die dargebotene Hand.

„Wills versuchen, Hans. Aber nun vorwärts!"

Ueber ihre Abmachung war die Sonne unterdessen höher und höher gestiegen. Schon lugte ein freundliches, rotes Dach zwischen den Baumwipfeln hindurch.

Da blieb Klaus jählings stehen.

„Aber Du bist im Vorteil, Hans, mit Deinen Vergißmeinnicht. Ich will lieber schnell auch noch einen Buschen pflücken."

Vom nächsten Eichbaum riß er hastig einige feuerrote Brüche.

Jetzt lag das freundliche Landhaus dicht vor ihnen. Hühner und Enten gackerten auf dem Hofe. In der weinumrankten Laube vorm Hause hantierte ein hübsches, frisches Mädchen am weißgedeckten Frühstückstisch.

„Agathe", murmelte Hans.

Und „Agathe!" echote Klaus.

„Wir wollen es gleich tun", sagte Hans und faßte seine Vergißmeinnicht fester.

Als Agathe die beiden Jäger kommen hörte, wandte sie sich schnell herum.

„A, guten Tag, der Tee ist gerade fertig. Aber was habt Ihr denn da schönes mitgebracht?"

Klaus und Hans hielten ihren blauen und roten Strauß dem Mädchen hin und suchten nach Worten. Endlich stieß Hans hervor:

„Agathli, wen von beiden magst lieber?"

Sie stand sinnend einen Augenblick, der den beiden eine Ewigkeit schien.

Dann griff sie lachend mit jeder Hand nach einem Strauß.

„Ich mag sie alle beide gern, die Vergißmeinnicht und die roten Eichenbrüche. Da will ich heut den Tisch mit schmücken. Denn Ihr mißt wissen, Buben, ich habe mich mit dem Franz Hubert vom Steigerhof verlobt."

Da stammelten sie verworren ihre Glückwünsche.

In der Fischzüchterei zu Holden, Vt., gingen im letzten Frühjahr über 350,000 Forellen an einer Epidemie zugrunde.

Amerikanische Schinken haben, so weit ausländische Produkte in Betracht kommen, den britischen Markt monopolisiert.

Unsere Schnittmuster-Offerte.

Jedes Muster 15 Cents

Was die Kleinen tragen sollen. No. 7638.

Wie alles andere in der Kinderkleidung, ist auch die Kopfbedeckung für die Kleinen auf „Einfachheit" eingestellt. Ausputz und überflüssiger Tand soll möglichst vermieden werden. Nur durch Formen und Stoffe allein soll Abwechslung in die Mode getragen werden. Dieser Richtung folgend, sind hier zwei allerliebste Hüttchen gezeigt, die durch ihre kleidsamen Formen sofort in's Auge fallen, eins mit aufwärtsstrebender Krempe, das andere in der beliebten Pilzform. Beide können aus Sammet, Seide, Stickerei oder Strohborte hergestellt werden. Der Kopf wird eingekrauft und über Steifgaze gearbeitet. Als Garnitur fügt man eine schwarze Sammtschleife nebst Schnalle bei oder ein gestepptes Band aus gleichem Material, welches den Fond bildet. Apart wirkt auch eine Rante aus Stoffblümchen, besonders bei weißen und ganz schwarzen Seidenhüthen. Das Muster ist in drei Größen erhältlich: 19, 21 und 23 Zoll.

Flottes Frühjahrssäckchen. No. 8200.

Den jetzt so viel getragenen bauschigen Blusen und drapierten Röcken werden als Frühjahrsneuheit kleine, kurze Jacken beigesellt, die meist aus kontrastirenden Stoff und in anderer Farbe gewählt werden. Das hier dargestellte Modell war im Raglan-Effekt gearbeitet, die Vorderseite bis zum Gürtel verkürzt. Breite Revers, die das elegante farbige Futter zeigen, lassen die Bluse oder auch Spitzenjabots zur Geltung kommen. Die völlige Weite des Jäckchens wird von einem schmalen Gürtel zusammengefaßt. Wer Gewicht auf schicke Kleidung legt, wird in diesem Schnittmuster ein Modell finden, dessen Herstellung wenig Schwierigkeit macht und das allen modernen Anforderungen entspricht. Das Muster ist in 6 Größen, von 32 bis 42 vorräthig. Gebraucht werden für mittlere Größen 2½ Yard Material bei 36 Zoll Breite.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 15 Cents für jedes bestellte Muster an das

PATTERN DEPARTMENT OMAHA TRIBUNE

1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon

Ich wünsche Muster No. .....

.... Zoll Brust- oder Taillenweite.

(Jahre .... bei Kindersachen.)

Name .....

No. ..... Straße .....

..... Stadt .....

Türkische Neuerungen.

Reform in einer höfischen Etikette-Frage.

So unwahrscheinlich es klingt, können die Türken, insoweit sie nur türkisch verstehen, ihr Heiliges Buch, den Koran, nicht lesen. Um die Vorschriften der mohammedanischen Bibel kennen zu lernen, müssen sie sich auf die Uebersetzung der Ulemas verlassen, die arabisch gelernt haben. Eine türkische Uebersetzung des Korans existiert nicht. Dieser Anomalie wollten einige Türken in jüngster Zeit abhelfen und eine wissenschaftlich genaue türkische Uebersetzung des Korans herausgeben. Mit dieser Idee stießen sie jedoch beim Scheich ul Islam, dem geistlichen Oberhaupt des Mohammedanismus nach dem Sultan, auf heftigen Widerspruch. Der Scheich ul Islam erklärte, daß eine absolut getreue Uebersetzung des Korans unmöglich sei und daß eine ungenaue Wiedergabe des Heiligen Buches ein Verbrechen wäre. Dieser Ausspruch wurde vom Großwesir bestätigt, der jeden Versuch einer Koranübersetzung ins Türkische kurzerhand verbot. Somit werden die Türken ihre Bibel auch weiterhin nur durch Vermittlung der geistlichen Dolmetsche, der Ulemas, kennen dürfen.

Während in diesem religiösen Punkte die obersten Stellen in Konstantinopel jeder Neuerung sich abhold erwiesen, wurde in einer höfischen Etikettefrage eine interessante „Reform" geschaffen. Eine Kommission, der der Großwesir Said Urlim-Pascha, Kriegsminister Enver-Pascha und Hairi-Bei angehörten, beschloß nämlich dieser Tage, die Unabhängigkeit der kaiserlichen Prinzen ein wenig zu beschneiden. In Zukunft werden die türkischen Prinzen nicht im Omnibus, in der elektrischen Tramway, noch auch in öffentlichen Droschken fahren dürfen. Wenn sie mit der Eisenbahn oder einem Dampfschiff reisen, werden sie in eigens für sie reservierten Abteilungen sitzen müssen. Und vielleicht das Schmerzlichste ist, sie sollen nicht mehr ungestört in Gasthöfe, Restaurants, Cafés chantants und andere Vergnügungslokale dürfen! Theater und Kino werden ihnen untersagt, und sogar Festlichkeiten zu wohltätigem Zweck dürfen sie erst mit einer jeweils einzuholenden Spezialbewilligung des Sultans besuchen. Ein kaiserlicher Irade hat diese Bestimmungen der Kommission bereits sanktioniert. Und man möchte die armen türkischen Prinzen fast bedauern, wüßte man nicht, daß der Orientexpreß sehr schnell und quem von Konstantinopel nach Paris fährt.

Der rebellische Papagei.

Eine lustige kleine Geschichte von dem Besuche, den König Georg von England einmal der Umgebung von Blackburn abstattete, erzählt ein englisches Blatt. Der Pförtner eines Hauses, das der König besichtigen wollte, besaß zwei Papageien, von denen der eine sprechfaul, der andere aber sehr sprechlustig war. In Erwartung des hohen Besuches lehrte der Pförtner seinen zweiten Papagei „Gott erhalte den König" sagen. Das Tier war gelehrig und bald schmetterte es alltäglich ungählige Male die gelernten Worte. Endlich kommt der große Tag. Und es klappt auch: als der König das Haus betritt, schnarrt der Papagei: „Gott erhalte den König, Gott erhalte den König, Gott erhalte den König!" König Georg blieb lachend stehen. Aber seine Heiterkeit kannte keine Grenzen mehr, als plötzlich unvermutet und programmwidrig der zweite Papagei dazwischenfuhr: „Sei still, alter Esel!"

Duftende Kleidungsstoffe.

Unsere Kleidungsstoffe werden künftig nicht nur mit Farbstoffen, sondern auch gleichzeitig mit Duftstoffen imprägniert werden, so daß sich die Tochter einer kommenden Zeit wird überlegen müssen, ob sie ihr Jonon- oder ihr Geraniolkleid anlegen soll. Das liebliche Jonon hat keinen scharfen Geruch, und die Käufer dieses herrlichen Riechstoffes beklagen sich bisweilen, daß Jonon gar nicht rieche. Das Geraniol ist das riechende Prinzip des kostbaren Rosenöls. Ein eigentümliches Parfüm haben von jeher die echt indischen Schale gehabt, sie wurden bekanntlich früher zu ganz enormen Preisen verkauft. Natürlich boten die europäischen Fabrikanten alles auf, um zu demselben Parfüm zu gelangen. Ihre Bemühungen blieben längere Zeit erfolglos, bis es endlich gelang, das Geheimnis zu entdecken. Das Patschulikraut kam nach Europa, und heute sind die mit diesem Parfüm imprägnierten Schale fortan auch durch die Nase nicht mehr von echt indischen zu unterscheiden.

Der deutsche Dichter Justinus Kerner war ein sogenannter Ruminant, d. h. ein menschlicher Wiederkäuer. Er konnte den Mageninhalt, nach seinem eigenen Ausdruck, „wie aus einer Hand" willkürlich hinauswerfen.